

Finnlands in Richtung auf die Erforschung der obugrischen Sprachen. Ich bin überzeugt, daß sowohl die Erforscher der obugrischen und der uralischen Syntax als auch die der allgemeinen Sprachwissenschaft diese Monographie freudig begrüßen werden. Nach meiner Überzeugung werden die Letztgenannten für ihre

weiteren theoretischen Studien darin Anregungen finden, während die Erstgenannten das Erscheinen des Werks wahrscheinlich in dem Sinne verbuchen können, daß in der Uralistik ein Rätsel weniger auf seine Lösung wartet.

LÁSZLÓ HONTI

Zur Verblehre des Finnischen

SCHMEIDLER, MARIE-ELISABETH: Der Formenbau des finnischen Verbs. Hamburg: Helmut Buske Verlag 1989. (Fenno-Ugrica 11). 98 S. mit vier Falttabellen.

Das Finnische besitzt nur eine Konjugation, aber es werden bis zu 48 Flexionstypen des Verbs unterschieden. Neuere Darstellungen dieses Teilbereichs der finnischen Morphologie liegen vor, an wissenschaftlichen Werken z. B. auf Schwedisch F. Karlssons *Centrala problem i finskans böjningsmorfologi ...* (1974) bzw. auf Finnisch sein *Suomen kielten äänne- ja muotorakenne* (1982) und vor allem die einschlägigen Kapitel in H. Fromms *Finnischer Grammatik* (1982); als Sprachschüler konnte man sich bislang auch

in den Flexionstabellen des finnisch-deutschen Großwörterbuches von Katara/Schellbach-Kopra oder in E. Holmans *Handbook of Finnish Verbs* (1984) ausreichend informieren.

Schmeidlers Buch, „als sparsame, aber wissenschaftlich zuverlässige Einführung in die finnische Morphologie gedacht“ (14), hat eine explizit didaktische Zielsetzung: Es will dem Finnischlernenden den Aufbau der finnischen Verbformen verdeutlichen, ihm ihre Struktur durchsichtig machen. Die Verfasserin glaubt, dies methodisch dadurch zu erreichen, daß „man gewissermaßen von der heutigen Wortform einen Schritt in die Geschichte zurücktritt und historische Begründung und systematische Beschreibung ... vereint“ (13): Was in einer beschreibenden (syn-

chronen) Darstellung offensichtlich (oder bislang) nicht in Regeln gefaßt werden kann (bzw. konnte), soll mittels Rückgriff auf die Sprachgeschichte – als Regelmäßigkeit in der Entwicklung – verständlich gemacht werden. Drei Komponenten der Verbform werden unterschieden: der Verbstamm, die Endung und Operatoren zwischen diesen beiden (Stufenwechsel- und Vokalharmonieregeln sowie historische Entwicklungen beschreibende Regeln/Lautgesetze). Ziel soll sein, ausgehend von der Wörterbuchform, dem Infinitiv, auf einen von vier Verbstammtypen schließen zu können, von dem aus man dann weiter mit Hilfe einschlägiger Regeln die richtigen Flexionsformen „generieren“ können soll; die vier Stammtypen unterscheidet die Verfasserin mittels zweier Kriterien – Ein- vs Zweistämmigkeit und Ein- bzw. Zwei- vs Mehrsilbigkeit des Stammes. Entsprechend ist das Buch gegliedert: Im ersten Teil werden die verschiedenen Stammtypen, ausgehend vom Infinitiv, vorgestellt, sodann die drei Regelbereiche mit Schwerpunkt auf dem Stufenwechsel. Der zweite Teil beschäftigt sich, gegliedert nach den einzelnen Kategorien (Genus verbi, Modus, Tempus, Person), mit der Bildung der Formen. Abgerundet wird das Werk durch ein Verbreregister und Falttabellen für jeden der vier Stammtypen.

Prinzipiell läuft jede Darstellung, die synchrone und diachrone Aspekte – eine Unterscheidung, die

ja kein Selbstzweck ist – mengt, Gefahr, daß sie keiner der beiden Betrachtungsebenen gerecht wird, daß z. B. durch Einbezug naheliegender historischer Faktoren Regelmäßigkeiten der Sprache so, wie sie heutzutage gesprochen wird – der Muttersprachler hat in der Regel keine Kenntnisse früherer Sprachstufen, seine Sprache ist aber in hohem Maße regelhaft –, nicht zur Gänze erkannt werden – ein nicht seltenes Problem „synchroner“ Grammatiken. So stellt sich die Frage, ob der Wechsel von der einen in die andere Ebene jeweils überhaupt notwendig und unter welchen Voraussetzungen er, falls „unvermeidlich“, didaktisch sinnvoll oder nützlich ist. Zielt die didaktische Anlage eines solchen Buches in erster Linie auf den nicht wissenschaftlich orientierten Sprachschüler ab – wie das hier der Fall ist (13f.) –, ist der Einbezug historischer Aspekte ohnehin ungünstig: Aller Erfahrung nach kann kein Interesse an ihnen vorausgesetzt oder der Schüler kaum dazu motiviert werden, abstrakte und dazu historische Regeln zu lernen; im übrigen wird sich der Aufwand, der mit dem Erlernen historischer Regeln vermieden werden soll (also das Lernen unregelmäßiger Formen), kaum wesentlich von dem, diese historischen Regeln zu erlernen, unterscheiden.

Unschärfen, die durch die unnötige Vermengung beider Betrachtungsebenen entstehen, finden sich auch hier: So bleibt z. B. – in synchroner Sicht – ein ganz wichtiger Punkt im Schwerpunktbereich Stufenwechsel

offen, der z. B. bei Fromm (1982: 49f.) prägnant zusammengefaßt vorliegt: Was genau unterliegt dem Stufenwechsel? Der Hinweis auf Verschlußlaute und Konsonantenverbindungen (24) ist zu vage, der auf die nicht wechselnden nicht vollständig (26) – so fehlt z. B. *ts* (*katsoa*, so auch *katsella*), *ks* (*maksaa*) und *ps* (*hupsia*) – und außerdem nur der Verbgruppe / dem Stammtyp 2 (z. B. *kulkea*) zugeordnet; da nach Ansicht der Verfasserin die Kenntnis der grammatischen Terminologie vorausgesetzt werden kann (14), hätte man mit einem Satz, z. B. „Klusile in sonoranter Umgebung“ (mit Sonderstellung des *h*), die wechselnden Verbindungen erfassen können. Auch muß in der Definition des Stufenwechsels die Quantität des dem wechselnden Konsonantismus folgendem Vokalismus berücksichtigt werden (also etwa: Schwächung von Klusilen „vor einem kurzen Vokal in gedeckter Stellung“ [Fromm 1982: 49]): Der vage Hinweis im Zusammenhang mit *hakkaan* u. a. darauf am Ende des Kapitels erweckt den Eindruck, daß dieser Bereich kein wesentlicher Teil der Definition ist; synchron entspricht *hakkaan* der Regel, muß also nicht erklärt werden, dagegen ist der Infinitiv dazu (*hakata*) wegen der schwachen Stufe gesondert zu behandeln (vgl. Fromm 1982: 53). Dagegen braucht zur Motivierung der starken Stufe von *nukkua* (25) nicht die „Silbentrennung im Finnischen“ herangezogen zu werden (also *nuk-ku-a*), weil, wie die Verfasserin selbst notiert (24), die

„Silbe ‘offen’ ist, d. h. auf einen Vokal endet“. Aus didaktischen Gründen wäre es auch ratsam gewesen, darauf einzugehen, daß es sich bei Fällen wie *tulla* : *tulen*, *nousta* : *nousen* nicht um Stufenwechsel handelt – ein häufiges Mißverständnis.

Ähnliche Unklarheiten finden sich auch auf der historischen Ebene. Lautgesetze werden hier verstanden als „Versteinerungen der früheren Verwandlungen [!]...“, die sie [die Lautgesetze, E.W.] im Grunde anzeigen“. Auf S. 37, wo die Lautgesetze aufgelistet sind, findet sich z. B. folgendes: „*ie* + *i* > *ei* : *vie* + *i* > *vei* (da *ie* entstanden aus langem *e*)“; historisch hat man im Präteritum nicht erst Diphthongierung (also **vee+i* > **vie+i*) und anschließende Monophthongierung (*ve+i*) anzusetzen, sondern nur Kürzung des Langvokals vor *i* (also **vee* > *ve* vor *i*, vgl. Fromm 1982: 45). Entgegen der an derselben Stelle vorgenommenen Zuordnung von Lautgesetzen zum Präteritum und Konditional wirken Lautgesetze auch nicht kategorienbezogen (sind also nicht abhängig von morphologischen Faktoren), sondern wirken „blind“, d. h. nur abhängig von den lautlichen Gegebenheiten, wie die jeweils angeführten Fälle zeigen (*vei* und *veisi*); da diese Lautgesetze die in dieser Konzeption entscheidenden Faktoren darstellen, hätte man sie auch aus didaktischen Gründen auf jeden Fall zusammenfassen müssen.

Durch die kaum komprimierte Darstellung und mangelnde Stringenz auch andernorts wird gerade

der didaktische Wert des Buches beeinträchtigt. So werden z. B. für die Verbgruppen 2–4 die Stufenwechselfälle (welche Laute wechseln und wie) jeweils separat (29ff.) aufgelistet, obwohl sich die drei Gruppen in der Art des Wechsels gerade nicht unterscheiden, sondern sie nur hinsichtlich der Anzahl der dem jeweiligen Wechsel unterliegenden Lexeme verschieden sind, was an dieser Stelle keine Rolle spielt, eine Zusammenfassung wäre hier in jeder Hinsicht notwendig gewesen (vgl. etwa Fromm 1982: 49f.). Obwohl die Kenntnis der Terminologie vorausgesetzt wird, werden „einfachste“ Termini wie „Phonem“ bis hin zur Genusangabe des Terminus erläutert (20); die S. 11 eingeführten und erklärten Zeichen werden im Text wieder neu erklärt (z. B. 19, 27). Obwohl das Buch ein Verbreregister mit Bedeutungsangaben enthält, werden jedesmal in zahlreichen Fußnoten die Bedeutungen angegeben (z. B. S. 45).

Auch von anderen Mängeln ist das Buch nicht frei: Ab S. 25 wird z. B. mit dem Begriff „Verbtyp“ gearbeitet, dieser jedoch erst S. 35f. definiert: „Die Nummer des Verbtyps kennzeichnet die Gemeinsamkeit aller Veränderung“ (E.W.), obwohl die unter einer Nummer zusammengestellten Lexeme sich doch u. U. durch den Stufenwechsel unterscheiden (*maksaa* : *auttaa*, vgl. Faltblatt 2). Auf Seite 11: „*β* bilabiale Spiranz [sic!] = mit Ober- und Unterlippe gesprochen. [sic!] stimmhafter Reibelaut“, was wohl heißen soll: Enge von Ober- und Unterlippe gebildet. Oder: „Der bejahende Passiv Optativ, Gegenwart, wird also gebildet mit dem Stamm des PassPräsens ...“ (81); muß heißen entweder „mit dem Stamm des Passiv Präteritum“ oder „in starker Stufe“, denn: *myytäköön* (vgl. *myytiin*), nicht **myydäköön* (vgl. *myydään*).

EBERHARD WINKLER